

Heilige Nacht 1944

Sie war voller tödlicher Gefahren

Es war ganz und gar keine „stille“ Nacht, durch die wir am Heiligen Abend 1944 gegen 23 Uhr von Schlemmershof nach Blankenheimerdorf zur Christmette pilgerten. Es war auch keine friedvolle und beschauliche Nacht, und „heilig“ war sie nur in unseren Gedanken. Die Heilige Nacht 1944 war eisig kalt bei mittelstarkem Frost, sie war hell und sternklar. Und sie war voll unheimlichen Lärms und tödlicher Gefahr: Nachtflieger am Himmel, Tiefflieger, manchmal sah man den Schatten vor dem matt glänzenden Sternenhintergrund vorbei huschen. In den Fliegerlärm mischte sich ratterndes Dröhnen: V1 – Flugbomben, im Wald bei Rohr abgeschossen, auf ihrem Weg nach Lüttich und Antwerpen. Nicht selten fielen sie nach kurzem Flug in unserer Region zu Boden, ohne zu explodieren.

Dröhnende Flugmotoren, in den Flugzeugpausen weit im Westen leiser Kanonendonner: Ardennenschlacht, vergebliches letztes Aufbäumen der „braunen“ Macht, sinnlose Zerstörung einer intakten Welt, sinnlose Materialvernichtung, sinnloser Tod von fast 20.000 amerikanischen und rund 18.000 deutschen Soldaten, sinnloser Krieg. Aber der Krieg war gegenwärtig, wir mussten uns damit abfinden. Und unter Lebensgefahr nach Blankenheimerdorf zur Christmette marschieren.

Es war bitter kalt, der Schnee knirschte deutlich unter den Schuhsohlen, es war ein mühsames Fortkommen: Immer wieder rutschte man aus. Kurz vor der „Maiheck“ (Flurbezeichnung) klang ein abgehacktes Geräusch auf, ähnlich einer MG-Salve, und über dem dunklen Fichtenwald des „Froschbergs“ (Flurname) erschien eine Kette bunter Lichter, zehn oder mehr farbige Leuchtkugeln. Sie „standen“ etwa eine halbe Minute lang über dem Wald in der Luft, dann erloschen sie. In panischer Angst hatten wir uns seitlich der Straße in den Schnee geworfen. Erleichtert marschierten wir weiter.

In Blankenheimerdorf hatte Pfarrer Hermann Lux trotz der ständigen Gefahr – vielleicht auch gerade deswegen – Die mitternächtliche Christmette angesetzt. Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt, als wir dort ankamen. Die Leute standen im Mittelgang bis in den rückwärtigen Turmbereich, dort mussten auch wir mit einem Stehplatz vorlieb nehmen. Die hohen schmalen Kirchenfenster waren mit schwarzem Papier „verdunkelt,“ ein paar Kerzen erhellten den Innenraum nur notdürftig: Den elektrischen Strom hatte uns längst der Krieg fortgenommen. Schweigend warteten die Leute auf den Beginn des Gottesdienstes, drückende Stille, nur gelegentliches Husten war zu hören. Unsere hart gefrorene Kleidung begann in der Raumwärme aufzutauen, feuchter Dunst und stickiger „Duft“ machten sich bemerkbar.

Dumpfes Dröhnen war auch im Gotteshaus zu hören, ab und zu übertönt von unerträglichem Heulen, wenn Tiefflieger über das Dorf brausten. Die Leute schauten immer wieder voll Sorge zur Kirchendecke hinauf. Dann behutsamer Orgelklang, die Lufterzeugung musste mechanisch mit dem Blasebalg erfolgen, dem Motor fehlte ja der Strom. Sich steigernde Orgelmusik, Stille Nacht, heilige Nacht, die Kirchenbesucher sangen mit, leise erst, zögernd und verhalten. Dann lauter, die Orgel übertönend, das Todeslied der Flugzeuge am Himmel übertönend. Für wenige Minuten war nur noch die Stille Nacht da mit ihrem ewigen Zauber. Für ein paar Minuten waren Krieg und Not vergessen, im Wunschdenken der Gläubigen waren Frieden und Glückseligkeit eingeleitet. Nie zuvor und wohl auch nie wieder danach, hat die kleine Kirche in Blankenheimerdorf eine andächtigeren und eindrucksvolleren Heiligen Nacht gesehen. Gemeinsames Glück führt die Menschen zusammen, aber auch gemeinsame Not, Krieg und Todesgefahr.

Daheim war Stille weit und breit, in Stall und Scheune schliefen Landser und OT-Leute friedlich nebeneinander. Die Schreibstube in unserem Wohnzimmer war verwaist und leer, ein

Hauch von Ofenrauch und Alkohol war noch spürbar: Die „Bonzen“ hatten Heiligabend gefeiert. Sie hatten sogar ein paar Süßigkeiten aus ihrem Vorratslager auf unsere Weihnachtsteller getan, die unberührt unter dem Christbaum standen. Aus dem Holzschuppen draußen klang es ganz leise zu den Klängen einer Mundharmonika „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Dort hockte die „Bereitschaft“ der Reparaturstaffel um ein Fichtenbäumchen, das sie sich aus der Hardt geholt und mit ein paar „Bunkerlichtern“ illuminiert hatten. Ihr Gesang wurde übertönt vom Todeslied der westwärts fliegenden Maschinen am Nachthimmel.

Wie war es doch am Abend gewesen, bevor wir zur Christmette aufbrachen? Der Lange Hein, der Feldküchenchef, hatte zur Feier des Tages eine besonders spezielle „Weihnachtssuppe“ mit reichlich Fleischeinlage zubereitet, von der auch wir alle unsere Zuteilung erhielten. Abends gab es noch eine Sonderzuteilung Weihnachtsstollen oder Ähnliches, und für die Soldaten eine Sonderration Rauchwaren. Es kreisten auch ein paar Flaschen Alkoholisches unter den Feldgrauen, woher die stammten, ist mir nicht bekannt. „Gesoffen“ wurde aber nicht.

Vater hatte an diesem Weihnachtsfest Heimaturlaub, am Neujahrstag 1945 mußte er wieder zurück in den Krieg, nach Courcelles in Belgien, ins Flugzeugwerk, wo er dienstverpflichtet war. Zu diesem Zeitpunkt war das Kriegsende beinahe schon abzusehen, besonnene Dorfbewohner und sogar deutsche Soldaten rieten Vater, nicht mehr zurück zu fahren und sich daheim zu verstecken. Er fuhr trotzdem zurück, – nicht aus Treue zu Führer und Fahneneid, vielmehr aus Sorge um seine Familie: Mit Sicherheit wären wir daheim den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt worden.

Nachmittags hatten Vater und ich in der Hardt einen Weihnachtsbaum geholt und frisch wie er war, mit der kleinen Krippe in unserem Wohnzimmer neben dem langen Tisch aufgestellt. Es war wie immer: Das Zimmer duftete intensiv nach Wald, frischem Moos und Fichtenharz. Das fand sogar den Beifall der Schreibstubenbonzen.

Richtige Weihnachtskerzen gab es nicht mehr, ein paar Stümpfchen aus den Vorjahren waren noch da, die wurden aufgesteckt und durften später nur wenige Minuten brennen: Sie sollten auch fürs nächste Jahr noch reichen. Wir hatten uns aber selber „Kerzen“ fabriziert: Der Inhalt von „Hindenburglichtern“ wurde aus den Pappbechern geholt und im Schuhwischdosendeckel auf dem Herd erhitzt. Die flüssige, dunkle und stinkende Substanz wurde in ein Pappröhrchen gegossen, als Docht diente ein Wollfaden, den „Jött“ (Tante Elisabeth) nur unter Protest aus ihrer Nähkiste herausgerückt hatte. Am heißen Blech verbrannten wir uns die Finger, doch das war nebensächlicher Natur. Die dunkelbraunen, fast schwarzen Kerzen funzelten am Weihnachtsbaum trübe vor sich hin. Mir scheint aber, sie strahlten heller als Millionen elektrische Volt.

Die Soldaten der Reparatereinheit im Schuppen bescherten uns eine ungemein erfreuliche Überraschung. Sie hatten ein benzinbetriebenes Niedervolt-Stromaggregat zur Verfügung, für uns eine nie gesehene Wundermaschine. Aus winzigen Lämpchen hatten die Landser eine lange „Kette“ gebastelt und in unseren Weihnachtsbaum gehängt. Sie verlegten ein paar dünne Drähte in unsere Stube, klemmten sie an die Lampenkette – und unser Christbaum erstrahlte in nie erlebter Pracht. Winzige Lämpchen nur, aber unvergleichlich schön.

Gemeinsam mit den Männern sangen wir „Stille Nacht,“ auch hier hatte einer seine Mundharmonika dabei und Vater spielte leise auf seiner Geige mit. Zwei Strophen, dann mochte keiner mehr singen. Die Männer schwiegen, schauten lange Zeit vor sich hin. Erstaunt bemerkte ich, dass sich der lange Feldküchenkoch ein paar Tränen abwischte. Auf Mutters heimlichen Wink schlichen wir aus der Stube. Am Himmel dröhnten die Lightnings und Jabos über uns hinweg, der Krieg machte nicht Halt vor dem Heiligabend. Im Schuppen ratterte das Stromaggregat. –